



BETTINA
BALAKA DIE
PRINZESSIN
VON
ARBORIO

Roman

HAYMON

Bettina Balàka

Die Prinzessin von Arborio

Roman

Für die einen war das Töten undenkbar, für die anderen war es machbar. Und dann gab es die, die dazwischen standen, die sich in Mörder hineinversetzen konnten, ohne selbst so zu ticken wie sie.

„Ich habe sie fest im Griff“, pflegte Arnold Körber zu sagen, „sie frisst mir aus der Hand.“ Es klang ein wenig, als wäre Zorzi eine Löwin und er ihr Dompteur. Dabei war Zorzi eine kleine, zierliche Frau, die drei Männer ermordet hatte.

Zorzi war Elisabettas Nachname, aber alle Welt verwendete ihn als Kosenamen. Das Restaurant, das sie in Wien eröffnet hatte, hieß Cantinetta Zorzi.

Zorzi war bildschön. Nicht von jener Art Schönheit, wie die Natur sie erfand, sondern wie sie der Arbeit eines hingebungsvollen Schönheitschirurgen zu verdanken war. Er hatte ihre natürlichen Schlupflider entfernt und den Blick aus ihren rehbraunen Augen weit geöffnet. Die Nase hatte er klein und schmal gestaltet, den Mund dagegen voll und prall. Auf Zorzis kindlichen Körper hatte er runde Apfelbrüste gesetzt, die groß genug waren, um Aufmerksamkeit zu erregen, aber nicht so groß, dass sie die Ausgewogenheit ihrer Silhouette gestört hätten.

Die Operationen hatte Bernhard, Zorzis damaliger Lebensgefährte, gewünscht und bezahlt. Zorzi hatte sich Stück für Stück in einen Schwan verwandeln lassen, Verbände getragen, Schmerzen erlitten, sich wochenlang

in einsamen Hotels in den Bergen versteckt und war am Ende sehr zufrieden gewesen mit dem Effekt, den sie nun bei Männern hervorrief. Sie konnten den Blick nicht von ihr wenden. Sie hörten ihr zu, wenn sie etwas sagte. Sie hielten ihr Türen auf, halfen in Mäntel, rückten Stühle zurecht, ließen ihr den Vortritt, nahmen ihr alles aus der Hand, was sie trug. Sogar die Kellner in ihrem Restaurant arbeiteten jedes Mal schneller und besser, wenn sie nach einer weiteren OP zurückkehrte. Auch Bernhard fand, dass sich die Investition in jeder Hinsicht gelohnt hatte. Die Cantinetta, die er als Zorzi's kleines Spielzeug betrachtet hatte, begann so viel Gewinn abzuwerfen, dass er erwog, seinen Job zu kündigen und als Teilhaber mit einzusteigen.

Doch dazu kam es nicht mehr. So sehr Zorzi ihr eigenes Spiegelbild gefiel, begannen im Laufe der Zeit Zweifel an ihr zu nagen. Gedanken, die sie jahrelang in fest verschlossenen Behältern abgefüllt und weggestellt hatte, begannen zu gären, sprudelten, sprengten die Deckel und quollen überall hin. Es kam so weit, dass sie Tag und Nacht daran denken musste, dass Bernhard mit ihrem Originalzustand unzufrieden gewesen war. Sie konnte nicht mehr schlafen. Sie konnte sich bei der Arbeit nicht mehr konzentrieren. Sie konnte ihr neues Leben nicht mehr genießen, denn immer und immer ging es ihr im Kopf herum: Er hat mich verändern wollen. Er hat mich verändert. Er hat mich nicht so geliebt, wie ich war.

Der Originalzustand war weg, aber auch ihr anfängliches Verständnis für Bernhards Wünsche war verschwunden. Jetzt, wo die Männer sie umbalzten, sie in ihrem eigenen Lokal auf Getränke einluden, ihr Geschenke brachten und jeden erdenklichen Dienst antrugen, musste es doch möglich sein, einen besseren zu finden? Bestimmt gab es einen besseren für sie. Einen, neben dem sie nicht wachliegen musste, weil er sie „Kartoffelnase“

genannt hatte, „schmallippiges Mauerblümchen“, „Minutitte“ und was nicht alles.

Bernhard machte ihr einen Antrag und Zorzi geriet so in Panik, dass sie ja sagte, nur, damit er die Frage nicht wiederholte. Sie bekam Herzrhythmusstörungen und hatte ein ständiges Würgegefühl im Hals. Als sie abzunehmen begann, traten ihre Wangenknochen noch weiter hervor und ihre Bewunderer bewunderten sie noch mehr. Bernhard schenkte ihr ein protziges Perlencollier. Es stammte von seiner verstorbenen Mutter und sah an Zorzi aus wie ein Würgehalsband.

Die Gelegenheit ihn loszuwerden ergab sich im Urlaub. Sie gingen Bergsteigen im Montblanc-Massiv. Die Franzosen wussten die Schönheit einer Frau zu schätzen und rings um Zorzi summte die Luft von Komplimenten. Bernhards Selbstbewusstsein stieg ins Unerträgliche. Er stellte sie überall als seine Ehefrau vor und wollte, dass sie sich nicht mehr Zorzi nannte, sondern Winkelhuber. Er war voller Energie und voller Kraft. Immer wollte er noch steilere Wege gehen, noch halsbrecherische Touren machen. Anders als Zorzis andere Verehrer sorgte er sich nicht um ihr Wohlbefinden. Wenn sie müde wurde, rief er: „Faulpelz!“, wenn sie Angst hatte: „Feige Nuss!“ Hatte sie Blasen an den Füßen, nannte er es „Tussi-Getue“.

Es war ganz einfach, als er einmal auf einer weit vorspringenden Felsplatte stand. Er breitete die Arme aus, schloss die Augen und schrie: „Ich bin der König der Welt!“ Von hinten berührte Zorzi seinen Rücken, das bemerkte er vermutlich gar nicht, und dann versetzte sie ihm einen ganz leichten Schubs. Bernhards Schrei hallte von den Felswänden wider, aber nur kurz, als hätte er es noch im Fall aufgegeben zu schreien. Zorzi verzichtete darauf, ihm nachzusehen, sie trat ein paar Schritte zurück und lauschte, ob ein Aufschlag zu hören war, aber da war

nichts. Es war still und die Welt war leer, sauber und klar. Blitzblauer Himmel. Leichter Wind in den Latschenkiefern. Lautlos kreisende Dohlen. Splittrige Felsen rings um Zorzi und gestochen scharfe Bergketten in der Ferne. Sie setzte sich hin und genoss die Aussicht.

Als ihr beim Abstieg die ersten Leute entgegenkamen, gelang es ihr mühelos, sich in einen Zustand verzweifelter Aufgelöstheit hineinzuarbeiten: „Aidez-moi ... è caduto! I can't see him from above ... o Dio Dio ...“ Tränen strömten über ihr Gesicht, Schluchzer schüttelten ihren zarten Körper, in ihrer Hand hielt sie das Handy, mit dem sie, wie sie den Fremden erklärte, vergebens versucht hatte, Hilfe herbeizurufen.

Es dauerte zwei Tage, bis man Bernhards zerschmetterten Körper fand, die Dohlen hatten schon an ihm gepickt. Jeder wusste, dass er unvorsichtig gewesen war, sich selbst überschätzt hatte. Es schien absolut glaubwürdig, dass er, wie Zorzi es schilderte, sich zu weit vorgewagt und die Balance verloren hatte. Noch glaubwürdiger schien Zorzis Schilderung ihres Entsetzens, dies mitanzusehen. Wie er plötzlich weg war, einfach verschwunden, wie Zorzi an den Rand der Klippe kroch, um nach unten zu schauen, aber nichts sah als nackte Felsenschlünde.

Arnold Körber schilderte es später so: Zorzi war in einem Ausnahmezustand gewesen. Über Jahre hinweg war sie ihrem Körper und damit sich selbst entfremdet worden. Sie war durch Bernhards ständige Beschimpfungen und Ummodelungen gewissermaßen von ihrer physischen Existenz dissoziiert. Dazu kam die spezielle Situation des sie überfordernden Extrembergsteigens. Ohne Rücksicht auf ihre zarte Konstitution und generelle Untrainiertheit hatte Bernhard sie zwei Wochen lang in immer gefährlichere und anstrengendere Touren getrieben. War es ein Wunder, dass sie die Hand, die ihm

den Stoß versetzte, nicht als ihre eigene empfand? War es nicht denkbar, dass sich ein Teil von ihr abspaltete, um diesem Wahnsinn ein Ende zu bereiten? Im Grunde, so Arnold Körber, war es nicht Zorzi, die den Mann in den Abgrund gestoßen hatte, sondern ihr gesunder Überlebenstrieb.

Das war Jahre später, nachdem Zorzi die Tat gestanden hatte. Niemand hatte Arnold Körber nach seiner Meinung gefragt. Als Kriminalpsychologe war er für Fallanalysen und Profiling zuständig, er beschäftigte sich mit Tätern üblicherweise bis zu ihrer Überführung und dann erst wieder nach ihrer Verurteilung, wenn er sie im Gefängnis interviewte, um ihre Motive und ihr Verhalten für die Analyse zukünftiger Verbrechen besser zu verstehen. Während des Gerichtsverfahrens jedoch, wo es nicht zuletzt um die Feststellung der Schuldfähigkeit ging, war die Einschätzung der Täterpsyche Aufgabe des Gerichtspsychiaters. Aber Arnold Körber konnte Zorzi nicht einfach abgeben, er hatte das Gefühl, dass sie missverstanden wurde und in die falschen Hände fiel.

Nachdem die Untersuchung von Bernhards tragischem Unfall von verständnisvollen Beamten zügig abgeschlossen worden war, kehrte Zorzi als Witwe nach Wien zurück. Schwarz stand ihr gut. Sie genoss die neue Aufmerksamkeit in vollen Zügen. Das Personal der Cantine legte sich ins Zeug, um ihr jede Mühe zu ersparen und gleichzeitig den Umsatz zu erhöhen. Zorzis Küchenchef kreierte eine „Insalata di riso Zorzi“, die dem Restaurant eine begeisterte Hommage auf der Gastro-Seite eines Wochenmagazins eintrug.

Da Zorzi mit Bernhard nicht verheiratet gewesen war, konnte sie ihn leider nicht beerben, was sich erwies, als sein Bruder erschien, um das Auto, die Bohrmaschine und die CD-Sammlung abzuholen. Es ging ihr nicht um das Zeug, aber die Ersparnisse, die, wie sie wusste,

irgendwo angelegt waren, wären als Entschädigung für den Aufwand, den sie mit ihm gehabt hatte, sehr willkommen gewesen. Sie verkaufte das Perlencollier und war fassungslos, wie wenig es einbrachte.

Beflügelt von dem Besuch des wohlwollenden Gastrokritikers begann Zorzis Küchenchef, traditionelle römische Rezepte, die Graupen und Innereien enthielten, neu zu interpretieren, also in winzigen Portionen anzurichten und Trüffel darüberzuhobeln. Weitere Gastrokritiker kamen, die fanden, dass „schöne Römerin“ eine stimmige Assonanz war. Dabei stammte Zorzi gar nicht aus Rom, sondern aus Apulien. Der Respekt, die Stimmung und das Niveau der Gäste stiegen. Zorzi zog wieder bunte Kleider an und binnen weniger Wochen war Bernhard restlos vergessen.

Einer der Gastrokritiker entdeckte, dass Zorzi die Tochter des Schriftstellers Emilio Zorzi war, was sie noch interessanter machte. Emilio Zorzi war kein berühmter Schriftsteller gewesen, allenfalls ein mittelbekannter, phasenweise auch ein in Vergessenheit geratender. Dies hatte ihn verbittert und launisch gemacht. Als er starb, betrauernten Zorzi und ihre Mutter in erster Linie die Tatsache, dass er nicht früher gestorben war.

Zorzi wurde nicht gerne auf ihren Vater angesprochen. Ja, sie hatte ihn bewundert, grenzenlos, wahrscheinlich mehr, als er es verdiente. Aber es war keine angenehme Bewunderung, bei der man auch ein bisschen zurückbewundert wurde. Das Bild, an das sie sich am häufigsten erinnerte, war, wie er in seinem gartenseitigen Studio am Schreibtisch saß, durch die Glastüre auf sie hinausblickte und voller Verachtung den Kopf schüttelte, als hätte sie gerade etwas ganz Dummes gemacht oder als wäre sie splitternackt oder fett oder grauenhaft angezogen. Als sie klein war, musste sie vor der geschlossenen Glastür im Gras spielen, damit ihr Vater ein Auge auf sie haben konn-

te, während die Mutter im Hotel Delle Palme als Hausdame die Brötchen verdiente. Wenn Zorzi von ihrer Playmobil-Hasenzucht aufsaß und ihr Blick sich mit seinem kreuzte, gelang es ihr nur ganz selten, ihm ein Lächeln zu entlocken oder zumindest das verächtliche Kopfschütteln zu verhindern. Sie lernte, dass ihre Erfolgchancen größer waren, wenn sie das Köpfchen schief hielt, das Mündchen vorschob, die Augen weit aufriss. Sie durfte unter keinen Umständen laufen, lärmern, Freunde einladen, winken, zu nahe an die Scheibe herankommen oder gar an sie klopfen. Meistens startete der Vater an ihr vorbei, da er nach Gedanken suchte, die durch keine heftigen Lebensäußerungen in der Gartenruhe durcheinandergebracht werden durften. Auf seinen Computerbildschirm schaute er nicht so gerne, da dies die Trümmerhalde war, auf der er einen Rohbau nach dem anderen begann und nur selten ein Haus fertig wurde.

Er erwartete, dass Frau und Tochter ansprechend gekleidet und schön frisiert waren, wenn er vom Schafenskampf erschöpft und verschwitzt zum Abendessen erschien. Wenn ihm danach war, betrank er sich und bezichtigte seine Frau, mit Hotelgästen herumzuhuren. Er selbst hatte sie als Hotelgast kennengelernt, nachdem ihn seinerzeit seine Mailänder Muse vor die Tür gesetzt und er ein vorübergehendes Refugium weit weg von ihr gesucht hatte. Es wurmte ihn, dass eine so ungebildete Person wie eine Hotelhausdame sich so bitten hatte lassen; später warf er ihr vor, sie hätte ihn „eingefangen“.

Arnold Körber las alles, was Emilio Zorzi publiziert hatte, das meiste gefiel ihm sogar. Das große Talent des Schriftstellers bestand darin, Familienverhältnisse anschaulich zu schildern und die kleinen komplexen Verletzungen, die zwischen Ehepartnern, Eltern, Kindern, Geschwistern, Schwägerinnen, Tanten, Neffen, Cousins und Großeltern stattfanden und die Seelenhaut vernar-

ben ließen, luzide zu analysieren. Ein feinfühlig, intelligenter Mensch, dachte der Kriminalpsychologe, wenn auch nicht gerade ein Optimist. Ein Mann, der den Balken im eigenen Auge nicht wahrnahm.

Die Cantinetta Zorzi zog zunehmend Schauspieler und Regisseure an, Rechtsanwälte, Ärzte, Bezirkspolitiker und Journalisten. Der schönen Wirtin gegenüber benahm man sich galant, so mancher versuchte, ihr einen One-Night-Stand abzutrotzen, andere fantasierten gar, ihre Wir-sind-so-lange-zusammen-bis-was-Besseres-vorbeikommt-Frauen gegen Zorzi einzutauschen.

Zorzi interessierte sich nicht für Männer, die viel Publicity hatten. Ihr gefielen Männer, die groß und stark waren und schwere Sachen schleppen konnten, Schränke von Männern, keine Kommoden. Auch Bernhard war ein Schrank gewesen. Hätte er nie ein Wort gesagt, wäre es vermutlich gut gegangen mit ihm. Zorzi sah ein bisschen wie Hayden Panettiere aus und fand, ein Kerl von der Statur Wladimir Klitschkos würde auch sie hervorragend ergänzen. Allzu lange alleine bleiben konnte sie nicht, die Wohnung war leer, das Bett war kalt, die Schulter zum Anlehnen fehlte. Als ihr der Paketbote eines Morgens kein Paket brachte, sondern einen Strauß Ginster, bat sie ihn auf eine Tasse Kaffee herein. Er hieß Jürgen und sie reichte ihm bis zu den Brustwarzen.

„Magst du Ginster?“, sollte Arnold Körber Zorzi Jahre später fragen, als er sie im Gefängnis besuchte und sie das Detail mit den Blumen erwähnte.

„Überhaupt nicht“, antwortete Zorzi, „als ich ein Kind war, hatten wir im Garten Ginster, ist nur ein blöder Strauch.“

„Und doch hast du den Überbringer des Ginsters heringelassen“, sagte Körber.

„Ja“, sagte Zorzi, „das war ein Fehler. Ich hätte es als böses Omen nehmen sollen.“

Mit Jürgen war es schön. Er wollte, dass Zorzi tauchen, segeln und snowboarden lernte, und sie lernte tauchen, segeln und snowboarden. Er gab ihr Science-Fiction-Romane zu lesen, die er nicht nur für spannend, sondern auch für philosophisch erleuchtend hielt, und sie quälte sich tapfer durch zehnbändige Zyklen.

Zorzi begann vom Mutterdasein zu träumen. Ein hübsches kleines Mädchen wollte sie, das an ihrer Hand in die Cantinetta trippelte, wo die Gäste sich nach ihnen umdrehen und die Kellner zu gurren beginnen würden. Sie würden sich an einen Tisch setzen, die Sonne würde auf die schwarz lackierte Tischplatte scheinen und schimmernde Reflexe hervorrufen, und die braunen, runden Augen der kleinen Emilia würden aufleuchten, wenn man ihr einen Teller mit Profiteroles brachte.

Jürgen dagegen träumte von einem eigenen Segelboot, mit dem sie das ganze Mittelmeer bereisen würden. Kroatien und Sizilien, die Côte d'Azur und die griechischen Inseln, Korsika und Valencia.

„Aber nicht Apulien, oder?“, fragte Zorzi.

„Doch, gerade Apulien“, sagte Jürgen, „ich will deine Mutter kennenlernen.“

Zorzi telefonierte mit ihrer Mutter nur selten, und wenn, dann ging es um die Pasta. Die Mutter hatte nach dem Tod Emilios nie wieder einen Mann gehabt, stattdessen hatte sie ihre ebenfalls verwitwete Schwester zu

sich geholt, und die beiden Damen besserten ihre Rente auf, indem sie Pasta für die Cantinetta Zorzi herstellten. Auf der Speisekarte stand: „La pasta famosa delle sorelle Zorzi“. Das war Quatsch, denn Zorzis Tante hieß mit Nachnamen Dragone, und beider Mädchename war Lampredi, aber hier ging es um Marketing.

Ab und zu kamen Studenten bei dem alten Haus vorbei, die eine Arbeit über Emilio Zorzi schreiben und etwas über ihn erfahren wollten. Die Mutter zeigte ihnen das unverändert belassene Studio mit dem Schreibtisch und dem schönen Blick in den Garten und erzählte Humbug über das idyllische Familienleben mit dem großen Mann.

Zorzi kaufte heimlich ein Segelboot und ließ es zu einer Marina in der Nähe von Triest bringen. Sie bat Jürgen, mit ihr an seinem zweiunddreißigsten Geburtstag in den Süden zu fahren, ohne dass sie ihm Näheres verraten wollte. Dies kostete sie Überredungsgabe und Durchhaltevermögen in aufgebrauchten Streitereien, denn Jürgen war es nicht gewohnt, ihr Entscheidungen zu überlassen, und fürchtete einen Staatsstreich. Während der ganzen Autofahrt war er so wütend, dass Zorzi sich nur mit Mühe zurückhalten konnte, ihm von dem Geschenk, das ihn erwartete, schon unterwegs zu erzählen. Als er schließlich das Boot sah, sagte er, es sei Schrott, sie hätte gefälligst ihn fragen sollen, bevor sie einen Haufen Geld für so einen Kahn hinauswarf. Zorzi brach in Tränen aus, woraufhin er sich beruhigte. Sie machten dann einen schönen Törn bis Dubrovnik und waren verliebter denn je.

Einmal ankerten sie in einer grillenzirpenden, mondbeschienenen Bucht. Ein interessanter Tauchgang lag hinter ihnen, sie hatten gut gegessen und bei einem Glas Wein lockerte sich Zorzis Zunge. Es wäre doch bestimmt auch lustig, meinte sie, als Familie mit ein, zwei Kindern Segelurlaub zu machen. Jürgen lachte: „Meine Babys

werden riesig! Und das in so einem Winzling wie dir? Das wäre ja, wie wenn ein Chihuahua Doggenwelpen zur Welt bringt!“ Zorzi wertete das als Einverständnis. Die kleine Emilia begann Gestalt anzunehmen.

Zurück in Wien kaufte Zorzi ein blitzblaues, mit Schmetterlingen bedrucktes Sommerkleidchen für ein zweijähriges Mädchen, dazu einen kleinen Strohhut und eine Kindersonnenbrille mit herzförmigen Gläsern. So sollte Emilia angetan sein, wenn sie an ihrer Hand die Cantinetta betrat und Gäste und Kellner zum Lächeln und Oh-wie-süß-Rufen brachte. Dass es selbst im günstigsten Fall drei Jahre dauern würde, bis das Outfit zum Einsatz kam, kümmerte Zorzi nicht. Sie suchte im Schrank für die saisonal nicht gebrauchte Garderobe nach einem passenden Aufbewahrungsort. Ganz hinten in Jürgens Chaos von zusammengeknüllten Kleidungsstücken fand sie ein Handy, das sie noch nie gesehen hatte. Es war auf Flugmodus gestellt und hatte nur vier Telefonnummern im Adressverzeichnis: Angelika, Bine, Petra, Sharon.

War es das Handy eines ihrer Angestellten, das Jürgen versehentlich in der Cantinetta eingesteckt und mit einem aufgesammelten Kleiderbündel in den Schrank gestopft hatte? Aber Zorzi telefonierte regelmäßig mit allen Mitgliedern ihrer Crew, sie hätte im Adressverzeichnis stehen müssen. War es das Handy eines Gastes? Es war beinahe voll aufgeladen, lange konnte es noch nicht hier liegen.

Sie sah sich die Anruflisten an: Mit Angelika telefonierte der Handybesitzer – oder die Besitzerin – mehrmals am Tag, mit den anderen seltener. Die letzten Gespräche hatten am Vorabend stattgefunden, wo er – oder sie – hintereinander alle vier Frauen angerufen hatte. Davor hatte es drei Wochen lang keine Anrufe gegeben. Als wäre der Inhaber des Handys – oder die Inhaberin – irgendwo abgeschottet gewesen, in einer Entzugsklinik

oder im Gefängnis oder an einem der letzten Flecken auf dem Globus, wo es noch keinen Handyempfang gab. Im australischen Outback vielleicht.

Zorzi sah sich die SMS an und stellte fest, dass Angelika sehr verliebt sein musste. Der Handybesitzer allerdings ebenso. Zumindest ging Zorzi nun zu 98% davon aus, dass es sich um einen Mann handelte. Besonders gerne verwendete er die Phrase: „I love you more than I can say.“ Und auch mit Sharon, Bine und Petra gab es wohl prickelnde Stelldicheins. Man titulierte einander mit Darling, Chérie, Snuffi und Mausebär. Dann aber las Zorzi etwas, das auf der Stelle einen hohen, insistierenden Ton in ihren Ohren erzeugte. Eine Art Tinnitus, der auch nicht wegging, als sie heftig den Kopf schüttelte. „Jürgen, Jürgen“, stand da, „du fehlst mir so, kannst du dich heute Abend nicht von deiner Alten loseisen?“

Zorzi begann auf der Stelle, die bereits abgesetzte Pille wieder einzunehmen. Sie machte es sich zur Gewohnheit, Jürgen vor Publikum zu Streitereien zu provozieren. Mit sanfter Stimme sagte sie etwas, von dem sie wusste, dass es ihn aufbrachte, dann schrie er sie an und die Leute schauten besorgt.

Der Tinnitus ging nicht weg. Tag und Nacht hatte sie diesen hohen, elektronisch klingenden Ton im Ohr, der an die Krankenhausmonitore erinnerte, die in Fernsehserien anzeigten, dass ein Patient gestorben war. Das Zickzack des Herzschlags brach ab, der gleichmäßige Ton des Todes setzte ein. Tagsüber gelang es ihr, mit Lärm und Musik und Stimmen den Ton in den Hintergrund zu drängen, aber nachts stand er alleine da, ein Gespenst auf einer Anhöhe, und das Einschlafen fiel schwer.

Eines Abends überraschte Jürgen sie mit einer Entschuldigung. Er habe, als er das Boot zum ersten Mal gesehen habe, ein Problem damit gehabt, dass sie sich so etwas leisten könne und er nicht. Deshalb habe er so

unwirsch reagiert, was ihm nun aufrichtig leid tue. Das Boot sei klasse und Zorzi sei eine klasse Frau. Und dann hob er Zorzis Kinn mit einem Zeigefinger an, sah ihr tief in die Augen und raunte: „I love you more than I can say.“ Der Tinnitus in Zorzis Kopf schwoll an zum Alarmton in einer Fernsehserie über eine Spezialeinheit, die schwer bewaffnete Kriminelle bekämpfte. Code Red.

Sie begann herumzuerzählen, dass sie gestalkt wurde. Ein unheimlicher Mann lauere ihr vor der Wohnung auf und verfolge sie auf der Straße – natürlich nur, wenn sie alleine sei. Einmal habe er sie in einen Hauseingang gedrängt und gefragt, welche Unterwäsche sie trage. „Seide, Spitze? Trägst du einen String? Schwarz, rot oder weiß?“, habe er sie gefragt.

Jürgen wollte wissen, wie der Kerl aussah, und Zorzi sah ihn auf der Stelle vor sich: „Groß, fast so groß wie du. Kräftig gebaut. Schwarze Lederjacke. Eigentlich ganz normal, aber gruselige Augen. Blitzblau, er starrt wie ein Außerirdischer. Zusammengewachsene Augenbrauen.“ Jürgen versuchte dem Auflauernden seinerseits aufzulauern, aber es gelang nicht.

„Der ist geschickt. Der weiß genau, wann ich alleine unterwegs bin“, sagte Zorzi. Mit der Zeit verringerte er angeblich seine Distanz – war er anfangs etliche Meter hinter ihr hergelaufen, atmete er ihr nun direkt in den Nacken.

Eines Tages brachte Jürgen ein Paket, das an Zorzi adressiert war, dessen Herkunft aber weder er noch sie sich erklären konnte. Er unterbrach seine Tour und wartete, bis Zorzi das Paket geöffnet hatte, denn sie hatten beide ein unangenehmes Gefühl. In dem Paket war ein riesiger schwarzer Dildo (Zorzi hatte ihn im Fachhandel besorgt). Daneben lag ein Computerausdruck: „Damit du schon mal weißt, welches Geschenk dich erwartet, meine Braut.“ Zorzi begann zu weinen, Jürgen bekam einen Wutanfall: „Ich mach das Schwein fertig!“ Als er sich wie-

der beruhigt hatte, wollte er zur Polizei gehen, aber Zorzi erklärte überraschend: „Da war ich schon. Sie haben eine Anzeige gegen unbekannt aufgenommen und gesagt, dass man weiter nichts tun könne. Schließlich können sie nicht jemanden abstellen, der mich rund um die Uhr begleitet.“

„Du warst bei der Polizei? Warum hast du mir das nicht erzählt?“

„Ich hab’s dir doch gerade erzählt. Es war sinnlos. Sie können nichts tun.“

Niemand zweifelte an Zorzis Martyrium. Dass sie viele Verehrer hatte, war bekannt, und dass einer davon ein Psycho war, lag im Bereich der statistischen Wahrscheinlichkeit. Die Art, wie sie sich ständig umblickte, das Auto untersuchte, bevor sie einstieg, sich auch auf kurzen Wegen begleiten ließ, zusammenzuckte, wenn ihr jemand unerwartet an die Schulter fasste – all das waren überzeugende Anzeichen eines chronischen Stalkingopferstresszustandes. Jürgen wunderte sich nicht, als sie ihn bat, ihr eine Waffe zu besorgen. Dennoch riet ihm sein Instinkt zur Zurückhaltung.

„Meinst du nicht, dass das verfrüht ist?“, fragte er.

„Was muss denn noch alles passieren?“, erwiderte Zorzi.

„Naja, er hat dich ja nie körperlich angegriffen. Es geht an die Nerven, klar, aber gleich herumballern?“

Zorzi wartete einige Tage, dann stellte sie sich mit dem Werkzeugkasten vor den Spiegel. Sie nahm einen Hammer und schlug sich damit auf die Stirn. Die ersten Versuche waren erfolglos, nichts als ein roter Fleck war zu sehen. Sie probierte es mit einer großen Rohrzange, kehrte dann aber zum Hammer zurück. Es musste eine Verletzung sein, die auffallend genug war, um von Weitem gesehen zu werden, aber ohne genäht werden zu müssen oder Narben zu hinterlassen. Die sorgfältige Arbeit des Schönheitschirurgen an ihren Augen durfte nicht zuschanden gemacht werden.

Immer wieder schlug Zorzi zu. Es tat weh, der Schmerz verwandelte sich aber schnell in Befriedigung darüber, was sie auszuhalten vermochte. Nach und nach entstanden schöne Schwellungen, Abschürfungen, Blutergüsse. Zur Abrundung rannte Zorzi mehrmals gegen den Türrahmen, um auch an Schulter und Oberarm blaue Flecken zu bekommen. Sie trug wasserlösliche Wimperntusche auf und weinte dann in Gedanken an ihre verlorene Tochter Emilia, bis schwarze Flecken unter ihren Augen verliefen. Sobald ihr der Blick in den Spiegel sagte, dass sie ein hinreichend zerstörtes Bild abgab, räumte sie den Werkzeugkasten weg und legte sich ins Bett, wo sie wartete, bis Jürgen nach Hause kam.

„Er hat mich angegriffen!“, schluchzte Zorzi, als sich Jürgen geschockt über sie beugte. „Er hat mir mit irgend so einem Eisenteil auf den Kopf geschlagen! Er hat versucht, mich zu küssen! Ich hab mich natürlich gewehrt, dann ist er durchgedreht!“ Sie wollte weder zur Polizei noch ins Krankenhaus. Sie wollte eine Waffe.

Am nächsten Morgen waren die Hämatome auf ihrer Stirn zu Hörnern und Wülsten angeschwollen und in den schönsten Farben aufgeblüht. Auf der Straße starrten die Leute sie mitleidig an, was Zorzi genoss. In der Cantinetta war das Entsetzen groß.

„Sag bloß, das hat dir dein Typ angetan?“, fragte Massimo, der Küchenchef, vor versammelter Mannschaft. Zorzi schaltete schnell. Sie senkte den Blick, druckste herum und sagte schließlich: „Ich will nicht darüber reden.“ Zwei Tage lang ließ sie alle in dem Glauben, Jürgen hätte sie verprügelt. Erst als er selbst kam und erzählte, dass der Stalker sie angegriffen habe, bestätigte sie es. Sie sah an den Gesichtern ihrer Angestellten, dass ein leichter Zweifel blieb.

Endlich bekam Zorzi ihre Waffe. Es war eine alte 9-mm-Makarow mit acht Schuss und einem aufschraub-

baren Schalldämpfer. Dies kam Zorzi sehr entgegen, sie hasste Lärm. Jürgen hatte die Pistole über zehn Ecken von einem Tschetschenen bekommen, der sie ihm für 200 Euro und ein gebrauchtes Smartphone überlassen hatte.

„Du musst mir zeigen, wie man damit schießt“, sagte Zorzi und Jürgen wusste es, da er beim Bundesheer gewesen war. Sie fuhren in den Wald, schraubten den Schalldämpfer auf, um niemanden zu beunruhigen, und schossen auf Bäume. Jürgen führte ihr vor, wie man lud, entsicherte, die Schusshand stabilisierte, den Rückstoß einkalkulierte, zielte, schoss. Die Waffe war schwer, sie musste knapp ein Kilo wiegen, lieber wäre ihr eine handliche kleine Damenpistole gewesen. Auch das Zielen war schwer, erst nach und nach wurde sie besser, zumindest, was die Bäume anging. Mehrmals versuchte sie, aufflatzende Vögel zu treffen, ohne dass es gelang. Nicht einmal gestreift oder angeschmaucht waren sie, manche flogen so gemächlich weiter, als wollten sie die Schützin verhöhnern.

Doch langsam bekam Zorzi eine Beziehung zu der Waffe. Die Schüsse mit dem Schalldämpfer klangen ganz anders, als sie es aus den Fernsehserien kannte, wo man immer ein ersticktes „Puff!“ hörte. Stattdessen war es ein hohes „Klick“, gefolgt von einem schwachen Echo, das erklang, wenn sie schoss. Das Geräusch war aufregend, weil es so unauffällig war, dass es von einem Uneingeweihten nie für einen Schuss gehalten worden wäre, eher für das Einrasten eines Schlosses. Es verursachte ein Prickeln auf der Haut, und für kurze Zeit war der Tinnitus gelöscht. Die Pistole hatte einen rostbraunen Kunststoffgriff mit einem Sowjetstern darauf, war quasi Vintage. Zorzi stellte sich vor, eine KGB-Agentin zu sein. Und dann stellte sie sich vor, wie es wäre, sich einfach umzudrehen und Jürgen ins Gesicht zu schießen, wie verblüfft er dreinschauen würde, bevor er zusammenbrach.

„Warum hast du ihn denn nicht verlassen?“, sollte Arnold Körber später fragen, genauso wie die Richterin und der Staatsanwalt und Massimo, der Küchenchef, der sie im Gefängnis besuchte. „Warum hast du ihm nicht einfach sein Fremdgeh-Handy auf den Tisch geknallt und gesagt: Verpiss dich!“ Zorzi hatte nicht das Gefühl, dass das eine Option gewesen wäre. Männer waren für sie in ein Haus hineinverkapselte, betonartig angeklebte Wesen, das Äquivalent eines Wespennests. Man konnte zu einem Wespennest nicht einfach sagen: Geh fort. Man musste es mit maximaler Vorsicht, Gründlichkeit und Schonungslosigkeit entfernen.

Nein, es konnte nicht mitten im Wienerwald geschehen, wo der erste Hund eines Spaziergängers die Leiche aufgestöbert hätte, andere Spaziergänger Zorzi vielleicht gesehen hatten und allerlei Unannehmlichkeiten zu befürchten waren. Es musste im Ausland geschehen. Mit dem Ausland hatte sie gute Erfahrungen gemacht.

Der nächste Segeltörn folgte bald, der Sommer musste genutzt werden, das Boot ebenso. Es sollte wieder die kroatische Küste entlanggehen, diesmal mit Fokus auf die vorgelagerten Inseln. Inseln waren Zorzi recht, man war näher am offenen Meer und vielleicht waren einige ja auch unbewohnt.

Von all den Dingen, die sie Jürgen zuliebe gelernt hatte, hasste sie das Tauchen am meisten. Sie hatte nichts übrig für Nässe. Snowboarden war nass, Segeln war nass, aber Tauchen war am nässesten. Auf jener Reise jedoch sah sie das Tauchen in einem völlig neuen Licht. Es ergab sich die Frage, wie denn ein Tauchunfall herbeizuführen wäre. Denn wenn Jürgen einfach unter Wasser verunglücken und dank seines Bleigurtes auf den Grund sinken würde, wäre das hinsichtlich der Entsorgung seiner Leiche eine große Erleichterung. Sollte Zorzi ihm den Atemregler aus dem Mund reißen oder den dazugehörigen Schlauch durchschneiden und blitzschnell auch noch den Schlauch des Reserveatemreglers, des Oktopus? Ein Ringkampf wäre wohl die Folge, bei dem Jürgen zweifelsohne die Oberhand behalten würde. Er konnte gute fünf Minuten die Luft anhalten – wenn es um Leben oder Tod ging, sicher auch länger. Er hätte genug Zeit, Zorzi zu packen, zum Stillhalten zu zwingen und sich ihren Oktopus zu schnappen. Und womit sollte sie die Schläuche durchschneiden? Nur Jürgen hatte ein Tauchermesser, damit

stocherte er an den Felsen herum und kratzte Seeigel herunter, die er roh als kleinen Snack aß. Sollte sie ihn bitten, ihr das Messer zu borgen, damit sie auch ein bisschen herumstochern konnte? Zorzi stellte sich vor, wie sie damit an den robusten Schläuchen herumsäbelte – Jürgen hätte ihr das Messer schnell aus der Hand gewunden. Am besten wäre wohl die Geflügelschere aus der Mini-Kombüse gewesen, aber die war auf einen Tauchgang nicht unauffällig mitzunehmen. Konnte sie die Schläuche vor dem Tauchgang präparieren? Jürgen überprüfte die Ausrüstung mehrfach, bevor er ins Wasser stieg, ihm würde nichts entgehen.

Jürgen war ein Weichei. Er glaubte nicht an die göttigen Mächte des Schicksals und ihren Schutz, oder dass man ohnehin erst dann starb, wenn die Zeit dazu gekommen war. Nein, er wollte an seinem Leben selbsttätig festhalten und daher war Kontrolle, Kontrolle, Kontrolle seine Religion. Einmal machte Zorzi sich den Spaß, beim Buddy-Check, dem gegenseitigen Überprüfen der Ausrüstung, das bereits geöffnete Ventil seiner Pressluftflasche wieder zuzuschrauben. Er merkte es natürlich sofort, als er versuchte, durch den Atemregler einzuatmen. Später sagte er dann: „Sei mir nicht böse, Snuffi. Aber ab sofort gebe ich nichts mehr auf den Buddy-Check. Wenn du gecheckt hast, werde ich nachher selber noch einmal checken.“ Zorzi dachte nur: Snuffi? Das darf doch nicht wahr sein! Snuffi sind Petra, Bine und wie sie alle heißen!

Beim nächsten Tauchgang machte sie eine ausladende Wendung, um Jürgen mit ihrer Flosse versehentlich den Atemregler aus dem Mund zu schlagen. Als sie zurückblickte, sah sie, dass durch ungeheures Glück auch seine Maske heruntergerissen worden war. Mit weit geöffneten Augen und vom Luftanhalten geblähten Backen ruderte er herum. Sie tat nicht einmal so, als hätte sie die Absicht, ihm zu Hilfe zu kommen, lieber sah sie sich an, ob er nun

die Nerven bewahrte oder verlor. Wurde er hysterisch und versuchte aufzutauchen, dann gab es Hoffnung auf eine Lungenembolie. Doch schon hatte Jürgen seinen Atemregler zu fassen gekriegt und wieder in den Mund gesteckt. Er schaffte es, Zorzi einen vorwurfsvollen Blick zuzuwerfen, ehe er sich auf die Suche nach seiner Maske machte. Zorzi hatte gesehen, dass sie in einen Felsspalt geschwebt war, und nutzte die Gelegenheit, das Vertrauen wieder aufzubauen, indem sie darauf zeigte. Trotzdem sagte Jürgen später: „Du bist als Buddy eine Null.“ Sie gab die Hoffnung auf einen Unterwasser-Unfall auf. Tauchen war einfach ein viel zu sicherer Sport.

Die Makarow hatte Zorzi mitgenommen. „Wozu?“, hatte Jürgen gefragt. „Glaubst du, dass sich dein Stalker ein Boot mietet, um uns auf See zu verfolgen?“

Zorzi schloss das nicht aus: „Er hat gesagt, ich kriege dich. Und deinen Typen kriege ich auch.“ Jürgen war gekränkt, dass sie sich in seiner Gegenwart nicht sicher fühlte, und das trotz seiner Statur, seiner rudimentären Kenntnisse im Kickboxen und wahrlich genug Adrenalin. Nun fiel Zorzi ein, dass man auch mit Piraten rechnen musste. „Die kommen zu viert oder fünft, nachts kommen die an Bord und rauben Urlauber aus, wie willst du mit denen alleine fertig werden?“

Leider war Jürgen ein überzeugter Kajütenschläfer. Obwohl es unerträglich stickig war, wollte er die Nächte lieber unter Deck verbringen. Aber von dort hätte Zorzi ihn niemals alleine nach oben schleppen können, um ihn ins Meer zu werfen. Und im Meer sollte er auf jeden Fall landen, wenn er tot war, die Fische sollten an ihm fressen und die Krabben und die Umweltverschmutzung, alles sollte ihn zerlegen und zersetzen, bis seine Knochen zu Sand zerrieben waren.

Mit ihm zu schlafen machte ihr Spaß. Es war ein ganz eigenes Gefühl zu wissen, dass das nicht mehr allzu oft

stattfinden würde, wie bei einer Sommerliebe, die man umso mehr genoss, je weiter sich der Urlaub dem Ende zuneigte. Und zu wissen, dass auch Jürgen in seinen letzten Tagen noch Spaß hatte, war schön. So wie es schöner war, glückliche Hühner zu essen als unglückliche.

Sie musste Jürgen überreden, an Deck zu schlafen: die frische Luft, die Meeresbrise, der Sternenhimmel. Endlich willigte er ein. In der ersten Nacht hielt sie die Makarow in der Hand, aber Jürgen schlief auf dem Rücken. Der Mond schien hell genug, um das Schwarz der Nacht durchsichtig zu machen, dazu flimmerten Sterne und Licherketten von den Inseln. Jürgen ins Gesicht schießen wollte sie nicht, sie hatte geplant, die Waffe am Hinterkopf anzusetzen, aber er drehte sich einfach nicht um.

„Was genau hat Sie davon abgehalten, ihm ins Gesicht zu schießen?“, sollte Arnold Körber sie fragen. „Sie wussten doch, dass das Gesicht von den Austrittswunden ohnehin zerstört werden würde?“

„Ich hatte Angst, dass dann mehr Fleisch und so herumfliegen würde, Stücke vom Auge, Zähne vielleicht“, antwortete Zorzi.

„Und beim Hinterkopf hatten Sie weniger Angst?“

„Da ist doch alles von der Schädeldecke zusammengehalten. Aber es hat trotzdem extrem gespritzt.“

Zorzi wartete über eine Stunde, dann wurde sie müde und beschloss, es für diese Nacht aufzugeben. Sie konnte Jürgen noch einen weiteren Tag leben lassen, es war schön, eine solche Entscheidung zu treffen, großzügig zu sein. Sie überlegte sogar, ihm noch einmal seine Lieblingspeise zu kochen, Spaghetti alla puttanesca, dachte dann aber: Man soll es nicht übertreiben.

Am nächsten Morgen sollte sie ihre Milde ohnehin bereuen. Während Jürgen schwimmen war, durchsuchte sie seinen Rucksack und fand in einem Brillenetui das Fremdgeh-Handy. Diesmal hatte er es also mitgenom-

men, so sicher fühlte er sich. Erst zwei Tage zuvor hatte er mit Petra telefoniert. Wie war ihm das nur gelungen? 19:36 Uhr bis 19:48 Uhr. Da waren sie in einem kleinen Restaurant auf einer Insel gewesen, um zu Abend zu essen. Und dann fiel es ihr wieder ein: Jürgen war endlos lange auf dem Klo verschwunden und hatte ihr etwas von Verdauungsproblemen erzählt. Alla puttanesca, das passte zu ihm – Hurenspaghetti für einen Hurenbock. Dazu auch noch ständige SMS an Petra, die in seiner Gunst wohl aufgestiegen war, wohingegen das Interesse an Angelika abgeflaut schien. Und Sharon, Darling hin und Darling her. Wann schrieb er das alles? Wenn Zorzi auf dem Klo war? Wenn sie ihr Nachmittagsschläfchen hielt? Wenn sie an Deck ein Buch las und er vorgab, etwas Dringendes in der Kajüte zu tun zu haben? Wie aufregend es für ihn sein musste, so nah am Rand des Entdecktwerdens zu operieren.

An dieser Stelle von Zorzis Erzählung platzte später der Richter in der Kragen. „Dieser Mann hatte zunehmend enge Beziehungen zu anderen Frauen aufgebaut. Es ist ziemlich offensichtlich, dass er sich umsaß, dass er vorhatte, Sie zu verlassen. Wenn es, wie Sie behaupten, darum ging, sich von ihm zu befreien, hätten Sie doch einfach nur abzuwarten brauchen. Früher oder später hätte er Sie schon selbst von sich befreit!“

Zorzi schüttelte den Kopf. Sie schien wie immer nicht verstehen zu können, dass man sie nicht verstand. „Er hätte mich nicht verlassen“, sagte sie, „er wollte einfach nur mit mir leben und nebenher andere Geschichten haben.“

Zorzis Strafverteidiger, der berühmte Rainer Kopetzki, konnte nachweisen, dass Jürgen das Fremdgeh-Handy, wie es mittlerweile auch von der Presse genannt wurde, noch in derselben Woche angeschafft hatte, in der er bei Zorzi eingezogen war. Die Sichtung der von Jürgen sorg-

fältig archivierten SMS ergab, dass er immer wieder mal einer der Frauen versprach, Zorzi zu verlassen, dass er aber jedes Mal, wenn die Betreffende zu sehr insistierte, den Fokus auf eine andere verschob. Da sich dieses Spiel, so Kopetzki, nachweislich zwei Jahre lang hingezogen hatte, durfte man davon ausgehen, dass Zorzis Einschätzung korrekt und es Jürgen mit dem Verlassen keineswegs ernst gewesen war. Am Ende jenes Verhandlungstages bekam Kopetzki selbst eine SMS, und zwar von Arnold Körber, der schrieb: „Großartig!“

In der folgenden Nacht wurde Zorzi nicht müde. Sie hatte nach dem Abendessen einen halben Liter Espresso getrunken, was Jürgen nicht weiter merkwürdig vorkam, da er seinerseits eine Flasche Wein leerte. Zum Abendessen hatte sie eine Frittata mit Artischocken gemacht, da sie wusste, dass er das nicht mochte und daher zum Trinken verführt sein würde. Ihr Ankerplatz war ideal: eine steile Felsenbucht an einer Insel, die unbewohnt schien. In der dunklen Masse aus Pinien, von der sie bedeckt war, blitzten keinerlei Lichter auf. Andere Boote waren nirgends zu sehen. Vor ihnen lag das offene Meer, auf das der Mond seine von Wellen zerbrochene Milchspur warf. Der Mond hatte einen grünlichen Hof, der bewirkte, dass man die ganze Kugel ausmachen konnte, obwohl er erst zur Hälfte voll war. Irgendwo hinter dem Meer, unsichtbar, lag Italien.

„Eins sag ich dir“, sagte Jürgen, als er sich in seinen Schlafsack legte, „das ist die letzte Nacht, die ich auf diesem blöden Deck verbringe.“

„Okay, Schatz“, sagte Zorzi, „nur noch die eine Nacht.“ Sie schlüpfte in den Schlafsack neben ihm und schaute in die Sterne, die hinter ein paar hingetupften Wolken mit Silbersaum schimmerten. Die Makarow wartete in ihrer Strohtasche. Die Tasche war rot, grün und naturfarben gestreift und hatte Bambushenkel. Außer der Makarow befanden sich darin eine Dose mit Minzpastillen, auf

der ein fliegender Papagei abgebildet war, eine Flasche Wasser und eine Packung Papiertaschentücher mit einem bunten Siebzigerjahremuster.

„Das alles wissen Sie noch so genau?“, sollte die Richterin später fragen.

Zorzi zuckte mit den Schultern: „Ich habe ein gutes Gedächtnis.“

„Sodass Sie auch niemals eine Kränkung vergessen können?“, fragte die Richterin.

Wieder zuckte Zorzi mit den Schultern, sagte aber nichts.

„Beantworten Sie die Frage“, forderte die Richterin sie auf, „wie gut können Sie Kränkungen generell wegstecken?“

„Nicht gut“, sagte Zorzi leise, dann schlug sie ihre von Antidepressiva schweren Lider auf und sah der Richterin direkt in die Augen: „Aber wer kann das schon?“ Die Richterin, die gerade in einen Rosenkrieg mit ihrem Demnächst-Ex-Mann verstrickt war, überlegte, ob jemand der Angeklagten davon erzählt haben könnte.

Es war zwei Uhr früh, als sich Jürgen endlich auf die Seite wälzte und Zorzi den Hinterkopf zuwandte. Sie holte die Makarow aus der Tasche, entsicherte sie und wartete, um zu sehen, ob das kleine Geräusch Jürgen aufgeweckt hatte. Doch er rührte sich nicht – das Plätschern der Wellen, das Kling-Klang der Takelage, der Wind, der in dieses und jenes hineinfuhr, hatten es wohl überdeckt. Nur der Tinnitus, der, vom Kaffee lauter gedreht, Zorzis Kopf schon seit Stunden in ein Schmerzverhältnis zerschlug, konnte nicht überdeckt werden. Zorzi atmete tief ein und aus, wie sie es gelernt hatte, um ihre Hand ruhig zu halten, dann richtete sie die Makarow auf die kompakte schwarze Masse, die Jürgens Hinterkopf war. „Klick klick klick“, machte es, mit einem schwachen Echo, das von einem Streifen Nebel gestoppt wurde. Zor-

zi hätte gerne das Magazin leergeschossen, die ganzen acht Schuss, aber sie wusste aus dem Fernsehen, dass das „Overkill“ genannt wurde und im Rahmen des Mordens unethisch war.

Der Staatsanwalt sollte ihr später sagen, dass auch drei Schüsse schon Overkill waren. „Das Opfer war nach dem ersten Schuss bereits tot. Weshalb haben Sie weiter geschossen?“, fragte er.

„Ich musste sicher sein“, antwortete Zorzi, „Jürgen war ein sehr großer, starker Mann.“

„Oh bitte!“, rief der Staatsanwalt. „Erzählen Sie mir nicht, dass Sie so dumm sind zu glauben, dass ein großer, starker Mann nicht von einer einzigen Kugel getötet werden kann! Ihre zur Schau gestellte Naivität mag ja einige Vertreter der Presse entzücken, aber nicht mich!“

Zorzi war ihm nicht böse. Er durfte sie von Berufs wegen nicht mögen, das war ihr klar. Und ihre Presse war wirklich außerordentlich gut. Einige Journalisten behaupteten sogar, ihr Vater hätte sie geschlagen, obwohl Zorzi das nie behauptet hatte. Sie genoss das Gerücht, weil sie wusste, dass ihre Mutter darunter litt.

Es gab einen weiteren Grund, weshalb Zorzi das Magazin nicht leerschoss. Sie hatte noch etwas aus dem Fernsehen gelernt: Man musste immer ein paar Kugeln in Reserve haben, für den Fall, dass sich der Ermordete noch einmal erhob. Jürgen erhob sich nicht. Wahrscheinlich war er direkt vom Traum ins Jenseits hinübergegangen, ein beneidenswerter Tod. Wollte nicht jeder am liebsten im Schlaf sterben? Auf Zorzis Haut verdunstete kühl das ganze Zeug, das aus Jürgens Kopfirreter auf sie gespritzt war. Sie war unerfahren und viel zu nah an ihm dran gewesen. Was für eine Sauerei. Den ganzen morgigen Urlaubstag würde sie mit Putzen verbringen müssen. Auch die ausgetretenen Projektile musste sie finden.

Aber erst musste die andere Arbeit gemacht werden. Zorzi holte den Anker ein, ging ins Cockpit und fuhr mit dem Dieselmotor hinaus aufs offene Meer, wo es tief war und sich keine Sporttaucher hinverirrten. Als sie das Gefühl hatte, die perfekte Stelle erreicht zu haben – ein Meeresfleck, der sich pechschwarz und eiskalt unter dem Boot anfühlte –, schaltete sie den Motor aus. Der Tinnitus war immer noch da. Sie holte Jürgens Bleigurt und schleppte ihn zum Bug, wo sie die Bootslaterne einschaltete und nun deutlich sehen konnte, wie Jürgen in dem verwüsteten Nachtlager lag. Acht Kilo Blei verwendete er zum Tauchen, das sollte ihn auf jeden Fall absinken lassen. Sie zippte seinen Schlafsack auf und drehte ihn

auf den Rücken. Es stimmt, was man sagt, dachte sie, Tote sind schwerer als Lebende. Sie schob den Gurt unter seinem Hohlkreuz durch und schloss die Schnalle über seinem Nabel. Dann ging sie und holte ihren eigenen Bleigurt, das waren noch einmal fünf Kilo. Sie verstellte ihn, damit er um Jürgens Taille passte, und legte ihn ebenfalls an. Dreizehn Kilo insgesamt. Jürgen sollte auf keinen Fall driften, über dem Grund schweben und von Strömungen herumgetrieben werden. Er sollte unten liegen wie ein Fels. Außerdem waren Verwesungsgase in Betracht zu ziehen, die in Wasserleichen wirkten wie Helium in Ballons. Zorzi sah nach, wie viel Reserveblei Jürgen mitgenommen hatte. Es waren sechs Säckchen mit Softblei, jedes ein halbes Kilo schwer, also noch einmal drei Kilo. Sie stopfte die Gewichte in die leeren Bleitaschen der Gurte, das letzte, das nirgends mehr hineinpasste, steckte sie in Jürgens Unterhose. Zum Glück bevorzugte er knallenge Modelle mit Bein, sodass es unwahrscheinlich war, dass das Blei herausgeschwemmt werden würde.

Dann erkannte sie das Problem. Jürgen war nun noch schwerer als ohnehin, sie würde ihn kaum bis zur Reling schleifen können. Aber probieren musste sie es. Sie packte ihn an den Fußknöcheln. Zentimeterweise konnte sie ihn ziehen, aber es würde leichter gehen, wenn sie die Bleigurte wieder abmachte. Sie öffnete die Schnallen der Gurte, ließ sie links und rechts zur Seite fallen und zog sie unter seinem Rücken heraus. Dann hob sie Jürgens Füße wieder an. Im Licht der Funzel konnte sie seine langen Zehennägel sehen. Sie hatte ihm angeboten, ihm eine Pediküre zu machen, aber er hatte abgelehnt. Er mochte es, der Natur an seinen Füßen freien Lauf zu lassen, das gab ihm ein Feriengefühl. Für Zorzi bedeutete das, dass sie immer hinstarren musste, Jürgens Füße waren für sie zur fixen Idee geworden. Sie hatte gesehen, wie die Nägel an den Seiten einwuchsen, wie sich die Haut an den

Ballen verhornte, wie sich Sand und Dreck in allen Ritzen sammelten. Das war jetzt egal. Sollten sich die Meerestiere von seiner Hornhaut ernähren. Ruck um Ruck zog sie ihn weiter, der Schlafsack schleifte mit.

Schließlich plumpste sein Hintern über die Stufe, die zum Seitendeck hinunterführte, etwas später der Kopf. Sie legte die Bleigurte wieder an, positionierte Jürgens Füße zwischen zwei Längsstreben der Reling und schob ihn an den Schultern an. Mit Bernhard am Berg war es doch erheblich einfacher gewesen. Der Schweiß rann ihr die Unterarme hinab, oder war das Jürgens Blut? Plötzlich hörte sie es: Er atmete, schnaufte geradezu. Seine Brust hob und senkte sich, sie sah es durch die bunten Sterne hindurch, die vor Anstrengung in ihren Augen blitzten. Der Schweiß auf ihrer Haut kühlte eisig ab, wo hatte sie nur die Makarow gelassen? Dann verstand sie: Es war ihr eigenes Schnaufen, das sie hörte, die Bewegung ihres eigenen Brustkorbs, die das Bild vor ihren Augen zum Wackeln brachte.

Sie schob weiter an Jürgens Schultern, bis sein Hintern unter der Reling durch war und ihn sein eigenes Gewicht nach unten zog. Ein Arm blieb an der Reling hängen, riss sich los, es platschte laut, Zorzi glaubte für Sekundenbruchteile Jürgen mit dem Gesicht nach unten auf dem Wasser treiben zu sehen, obwohl das gar nicht möglich war, bei all den Gewichten, die er an sich trug, glaubte eine Welle zu sehen, die seinen Oberkörper noch einmal hochschwemmte, dann war nur mehr die Welle da und Jürgen war weg.

Zorzi blieb lange dort stehen und suchte das Meer ab. Schließlich holte sie eine Taschenlampe, um besser zu sehen. Die Wellen waren klein, steingrau und von Lichtgittern überzogen. Zum Mond führten reglose Wölkchen hinauf wie eine Treppe. Zorzi ging um das Boot herum und untersuchte das plätschernde Wasser rings um den

Rumpf. Jürgen tauchte nicht wieder auf. Sie holte die Markarow, küsste sie und warf sie ins Meer. Dann kramte sie in Jürgens Rucksack, fand das Brillenetui und nahm das Fremdgeh-Handy heraus. Am frühen Abend hatte Petra geschrieben: „Wann sagst du es ihr?“ Da hatte Zorzi gerade die Frittata vorbereitet. Jürgens Antwort hatte gelaundet: „Chérie, ich muss erst sichergehen, dass das Boot mir gehört. Sie hat zwar gesagt, dass sie es mir schenkt, aber ich hab nichts in der Hand. Hab Geduld! ILD!!!“ Zorzi schleuderte das Handy ins Wasser. Dann kletterte sie auf den Bugspriet hinaus, breitete die Arme aus und schrie: „Ich bin die Königin der Welt!“ Als ihre Stimme verklungen war, war auch der Tinnitus weg.